



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sächsische Reiseindrücke. Wenn man das Königreich Sachsen bereist, so erfreut man sich nicht nur an den reichen Gaben, die die Natur dem Lande geschenkt hat, und an den Leistungen vergangener Zeiten auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft, man freut sich auch über die kernige Natur des Volksstammes, der es verstanden hat, trotz allem, was er über anderthalb Jahrhunderte hat leisten und aushalten müssen, sich auf einer solchen Höhe des Wohlstandes, und Kunst, Wissenschaft und Gewerbe in einer solchen Blüte zu erhalten. Aber eins stört jeden Nichtsachsen: die Liebhaberei, immer noch die Erinnerungen an die Zeiten zu pflegen, wo Sachsen gegen die vom Schicksal vorgeschriebene, vom deutschen Volke ersehnte Entwicklung Deutschlands kämpfte, namentlich die Erinnerungen aus der napoleonischen Zeit. Überall wird dem Fremden gezeigt, daß unter diesem Baume, bei jenem Steine u. s. w. bei dieser oder jener Gelegenheit Napoleon gehalten, daß er da und dort Schanzen gegen die Verbündeten errichtet habe u. dgl. Auf dem Königstein wird gezeigt, wie weit man die Preußen 1866 habe herankommen lassen, von welchem Baume aus man sie zurückgeschickt habe. Daß vorzugsweise solche Erinnerungen gepflegt werden, ist um so auffallender, als sich gerade das sächsische Volk durch seine nationale Gesinnung auszeichnet, und wenn auch niemand verlangen wird, daß dem Fremden vom Königstein aus die Stelle des sächsischen Lagers von 1756 gezeigt wird, so könnte man doch die andern genannten Angaben getrost dem Spezialforscher vorbehalten, dem gewöhnlichen Reisenden aber mehr Erinnerungen an Dinge, die alle Deutschen einen, und an denen Sachsen ja auch so reich ist, bieten. Möchten doch diese Zeilen dazu beitragen, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen; mancher, der das schöne Sachsenland mit Freuden bereiste, hat an der hervorragenden Pflege der erwähnten Erinnerungen Anstoß genommen.

Gottfried Kellers Anfänge. In vielen Aufsätzen, zu denen Kellers Geburtstag den Anstoß gegeben hatte, war die Meinung ausgesprochen, er sei mit seiner in Heidelberg erschienenen Gedichtsammlung zum erstenmale vor die Öffentlichkeit getreten. Dies ist ein Irrtum. Ein in den vierziger Jahren an der Züricher Hochschule angestellter Professor erinnert sich, daß — es muß 1844 gewesen sein — eines Tages zu ihm ein offenbar in den bescheidensten Verhältnissen lebender junger Mann mit der Bitte um eine Empfehlung an August Follen kam. Follen stand damals mit Julius Fröbel an der Spitze des litterarischen Kontors in Zürich und Winterthur, das Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ und „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ und allerlei andre Zensurschlüchtlinge herausgegeben hatte; auch jener Jüngling wünschte ein Heftchen Gedichte anzubringen. Follen übernahm das Manuskript mit Mißtrauen, erkannte aber sofort das ungewöhnliche Talent. Die Gedichte, darunter viele der schönsten, frischesten, die die neue Berliner Ausgabe enthält, wurden unter dem Titel „Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich)“ in dem ersten Jahrgange des „Deutschen Taschenbuchs,“ Zürich 1845, abgedruckt, aber wenig beachtet. Man war damals die Tendenzpoesie

gewöhnt, und von dem übrigen, meistens radikal=politischen Inhalte des kleinen Buches stachen sie freilich ab; denn schon damals war Keller zwar freisinnig — nicht im heutigen Sinne dieses Wortes! —, aber durchaus unabhängig. Übrigens hat sich ja die Welt um die Heidelberger Sammlung wenig gekümmert, und vor dem Erscheinen der neuen Ausgabe hatten die wenigsten eine Ahnung davon, daß der — seit den „Leuten von Seldwyla“ — berühmte Erzähler auch ein ausgezeichnete Lyriker ist. Noch ein anderer Irrtum pflanzt sich aus einem Konversationslexikon fort: Kellers Malerstudien in Wien. Er ist erst viel später und nur auf kurze Zeit nach Wien gekommen.

Zum papiernen Stil. Bei seinem Namen hat man ein gewisses Recht auf Pedanterie. Wir wissen, daß Goethe sich nicht gern Göthe geschrieben sah. Wie viel weniger wird man den unzählbaren Meiers verdenken, wenn sie streng auf ihr nun einmal ererbtes ei oder ey oder ai oder ay halten. Man will eben ganz abgesehen von Polizei und Standesamt nach Möglichkeit seinen Namen für sich haben, seinen Eigennamen. Freilich bei einem Gewerksnamen wie Meier reichen jene Mittelschen nicht weit. Unsere frischeren Väter griffen fester zu: sie unterschieden, wie es auch heute noch das Volk mit ähnlichen Namen thut, vernehmlich den Lindenmeier vom Neumeier, den Döpfmeier vom Lütke-meier, den Piepmeier vom Herbrechtsmeier (beiläufig ein Nachklang vom alten Heribraht, Hiltibrahts Vater). Der parlamentarische Sprachgebrauch unterscheidet mit grammatischer Freiheit oder, wenn man will, um Grammatik unbekümmert, aber doch verständlich: Meyer=Jena, Meyer=Breslau, Meyer=Arnswalde. Seit es dem wackern, wahrlich deutsch=bürgerlich gesinnten Germanisten Hoffmann so übel gedeutet wurde, daß er sich „von Fallersleben“ nannte, ist das gute alte „von“ zur Bezeichnung der Heimat außer Gebrauch gekommen.

Der Geschäftsstil, der leider immer weitere Kreise zieht, hält sich wiederum an die optischen Mittel. Da giebt es einen H. H. Meier, einen F. C. Meyer, ja einen Max C. P. Meyer. Die alten Römer wußten genau, was M., P., T. vor ihren Gentilnamen zu bedeuten hatte. Einiges der Art haben wir auch: F. W. wird zunächst jeder „Friedrich Wilhelm“ lesen; es könnte freilich auch „Franz Wolfgang“ bedeuten. Bei F. J. bietet sich zunächst Johann Jakob (Jean Jacques), bei F. K. dem Süddeutschen wenigstens sogleich Franz Xaver dar. Aber was heißt H. H.? Die Zweifelt des H. beweist ja schon, daß es keineswegs eindeutig ist. Was bleibt uns also übrig, als „Hahameier, Scemeier, Maxcepemeier“ zu lesen? Das ist uns schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir es den Schauspielern des Deutschen Theaters in Berlin fast als Grußwahn auslegten, als sie auf dem Theaterzettel ihre ehrlichen Vornamen ehrlich ausschrieben.

Der Kladderadatsch hat dies alles früh durchschaut: seine Börsemänner heißen einfach „Ameyer, Bemeyer, Cemeyer.“ Am lustigsten aber hat es doch Wilhelm Busch gegeistelt:

„Es sei!“ sprach Lene heute früh,  
 „Ich nehme Schmöck und Kompanie!“  
 G. F. C. Schmöck, schon längst bereit,  
 Ist dieferhalb gar hoch erfreut.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
 Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig